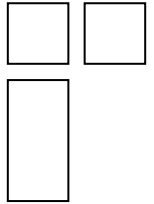


SPERRFRIST: Montag, 23. November 2020, 9.15 Uhr
Es gilt das gesprochene Wort



**„Bedrängnis bringt Geduld,
Geduld aber Bewährung,
Bewährung aber Hoffnung...“**

Röm 5,4–5

**Bericht vor der Landessynode
der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern**

**München
23. bis 26. November 2020
von Landesbischof Heinrich Bedford-Strohm**

Inhalt

Einleitung	4
Quellen der Geduld und der Hoffnung.....	5
Weichenstellungen auf dem Weg in die Zukunft der ELKB	5
Als Kirche eintreten für den sozialen Zusammenhalt.....	6
Diskurskultur in Kirche und Gesellschaft	7
Prävention Sexualisierter Gewalt	9
Gelebte Nächstenliebe – Diakonisches Engagement in Zeiten der Pandemie	10
Kreative Energie in der diakonischen Arbeit – Beispiele aus Fürth	11
Beratungsdienste und Hilfenetzwerke für Menschen in prekären Lebenslagen in Zeiten der Pandemie.....	12
Ermutigung	14
Kirchenmusik als Lebenskraft	14
Weltweite Solidarität in Pandemie-Zeiten.....	15
Schluss.....	17

**„Bedrängnis bringt Geduld,
Geduld aber Bewährung,
Bewährung aber Hoffnung...“**

Röm 5,4–5

**Bericht vor der Landessynode
der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern**

**München
23. bis 26. November 2020**

von Landesbischof Heinrich Bedford-Strohm

Einleitung

Liebe Frau Präsidentin, liebe Schwestern und Brüder,

als wir im September in Geiselwind zur konstituierenden Sitzung dieser Synode beieinander waren, haben wir alle gehofft, uns am gleichen Ort jetzt wiederzusehen – und zwar physisch wiederzusehen. Nun ist es doch anders gekommen. Wir können es nur so annehmen, so schmerzlich es ist, die Erfahrung der physischen Gemeinschaft jetzt nicht haben zu können. Umso mehr hat mich beeindruckt, wie das Synodenbüro und das ganze Planungsteam über sich selbst hinausgewachsen sind. Auch Sie als die Synodalen haben sich in beeindruckender Weise auf diese Situation eingestellt, intensive Ausschusssitzungen gehabt, Vorsitzende gewählt und alles im Vorfeld getan, um diese erste digitale Synodentagung in der Geschichte der bayerischen Landeskirche erfolgreich zu gestalten. Alles Menschenmögliche ist dafür getan – den Rest dürfen wir jetzt in Gottes Hand legen.

Wir zeigen damit umsichtige Entschlossenheit angesichts einer Situation, die uns allen viel abverlangt. Viele erleben die zweite Phase der Pandemie als noch schwieriger als die erste, obwohl der Lockdown bisher nicht so weit geht wie der erste. Viele, die schon im Frühjahr besonderen Belastungen ausgesetzt waren, haben jetzt erneut zu kämpfen. Und weil die Verwundungen schon da sind, ist es jetzt noch schwerer.

Kulturschaffende sind nicht nur finanziell vor schwierige Situationen gestellt, sondern leiden vor allem darunter, dass sie nicht auftreten und Menschen berühren können. Hotels und Restaurants wissen nicht, ob sie auch die zweite Schließungsphase überleben werden. Die kleinen Läden nebenan oder in den Fußgängerzonen unserer Städte kämpfen ums Überleben. Menschen in der Pflege sind am Ende ihrer Kräfte. Und es sind viele mehr, die darum ringen, noch Geduld aufzubringen und weiterzumachen.

Auch in unseren Gemeinden zehrt die anhaltende Sondersituation an den Nerven. Alles um Corona herum zu organisieren, kostet viel Energie. Dazu kommt die Sorge, dass Formen von Gemeinschaft brüchig werden, wenn sich die Menschen über so lange Zeit nicht treffen können. Größere Chöre können nun seit einem dreiviertel Jahr nicht wirklich proben. Und gleichzeitig verstehen die meisten Menschen, dass die Maßnahmen zur Begrenzung der Pandemie bei allen möglichen Rückfragen im Einzelnen doch notwendig sind. Diejenigen, die gegenwärtig an den unterschiedlichen Stellen politische Verantwortung tragen, tun in meinen Augen ihr Bestes, um in der Abwägung so unterschiedlicher Interessen und in der immer lernbereiten Wahrnehmung der neuesten wissenschaftlichen Erkenntnisse über das Virus die richtigen Entscheidungen zu treffen. Ich beneide sie nicht um diese Aufgabe. Und ich schließe sie immer in mein Gebet ein.

Um die richtigen Reaktionen müssen wir demokratisch streiten. Die Leugnung der Gefahren des Virus aber ist unverantwortlich. Wer systematisch Misstrauen sät gegenüber den nach allen Standards der Wissenschaft anerkannten Kompetenzträger*innen, wer die Corona-Bekämpfung systematisch sabotiert, wer die Ignoranz gegenüber der Pandemie zum Programm macht, riskiert das Leben von vielen Menschen. Und wenn er politische Verantwortung trägt, handelt er gemeingefährlich. Man muss nur nach Brasilien und in die USA schauen, um die schlimmen Folgen für die Menschen zu sehen.

Ich bin sehr dankbar dafür, dass die weit überwiegende Zahl der Menschen in unserem Land anders agiert. Aber woher kommt die Kraft, um auch jetzt noch die notwendige Geduld aufzubringen?

Quellen der Geduld und der Hoffnung

Mir ist beim Nachdenken über diese Frage ein Satz des Paulus in den letzten Wochen immer wichtiger geworden: „Wir rühmen uns ... der Bedrängnisse, weil wir wissen, dass Bedrängnis Geduld bringt, Geduld aber Bewährung, Bewährung aber Hoffnung, Hoffnung aber lässt nicht zuschanden werden...“ (Röm 5,4-5).

Zunächst klingt es merkwürdig, wenn Paulus vom „Sich-Rühmen“ angesichts der Bedrängnisse spricht. Aber er spricht aus Erfahrung. Das Rühmen ist hier kein demonstratives Klopfen auf die eigene Schulter. Sondern es ist die offensive Kundgabe der Erfahrung, die Paulus in vielen persönlichen Krisen selbst gemacht hat: Die Bedrängnis hat mich nicht niederringen können, sondern sie hat mich mit Gottes Hilfe stark gemacht. Ich habe die Erfahrung gemacht, dass Gott mir gerade in der Bedrängnis die Geduld geschenkt hat, die ich gebraucht habe. Dass ich mich dadurch im Umgang mit all den Herausforderungen, die ich mir nicht ausgesucht habe, die aber einfach da sind, bewährt habe. Und dass ich dadurch jetzt eine innere Stärke spüre, die mich selbst in dieser schweren Situation mit Hoffnung in die Zukunft schauen lässt. „Wir rühmen uns ... der Bedrängnisse, weil wir wissen, dass Bedrängnis Geduld bringt, Geduld aber Bewährung, Bewährung aber Hoffnung, Hoffnung aber lässt nicht zuschanden werden...“

Liebe Schwestern und Brüder, als Christ*innen kennen wir die Kraft, aus der heraus Paulus diese kühne Aussage treffen kann. In der Zeit seit Beginn der Pandemie haben viele Menschen in unseren Gemeinden und Diensten, Haupt- und Ehrenamtliche, in beeindruckender Weise Wege gefunden, diese Kraft zu bezeugen, selbst auszustrahlen und dadurch weiterzugeben. Die Energie und Kreativität, die hier in vielen unserer Gemeinden zum Ausdruck gekommen ist, zeigt, wieviel Kraft in unserer Kirche steckt.

Weichenstellungen auf dem Weg in die Zukunft der ELKB

Diese Kraft zu bewahren und vielleicht sogar noch zu stärken, ist das Ziel der Zukunftsprozesse, die wir schon vor Jahren unter dem Stichwort „Profil und Konzentration“ auf den Weg gebracht haben. Sie bewähren sich gerade jetzt als gute Grundlage für die notwendigen Weichenstellungen für die Zukunft. Das gilt auch für die mittelfristige Finanzplanung, die durch die finanziellen Einbrüche in Folge der Pandemie und dem Weg nach 2030 noch einmal dramatisch an Bedeutung gewonnen hat.

In meiner gesamten Zeit als Bischof hatte ich noch nie so viele kirchenleitende Sitzungen und Klausuren wie in diesem Jahr. Insbesondere im Landeskirchenrat haben wir intensiv Zeit miteinander verbracht, um aus den inhaltlichen Impulsen von PuK hin zu strukturellen Veränderungen zu kommen, bei denen auch die knapper gewordenen Finanzen berücksichtigt sind. Wir sind noch mitten in diesem Prozess. Und wir haben auch die Herausforderung am Ende gut bewältigen können, die damit verbunden war, dass unser Finanzchef Dr. Erich Theodor Barzen und fast zeitgleich auch unser Haushaltsreferent Martin Gockel ihr Amt niederlegten. Beiden danke ich auch an dieser Stelle noch einmal herzlich für die geleistete Arbeit in den vergangenen Jahren. Und ich danke OKR Stefan Reimers auch ganz persönlich herzlich für seinen intensiven Einsatz, mit dem er mir in dieser schwierigen Situation zur Seite gestanden ist. Aber ich danke jetzt besonders den Mitarbeitenden in der Finanzabteilung für den grandiosen Einsatz, mit dem sie sich, zusammen mit den in den jeweiligen Bereichen kommissarisch die

Verantwortung tragenden Oberkirchenräten Nikolaus Blum, Hans-Peter Hübner und Stefan Ark Nitsche, den Aufgaben gestellt haben.

Es war hilfreich, dass unser Personalchef Stefan Reimers drei Haltungen formuliert hat, die wir uns nach intensiver Diskussion als Leitlinien für unseren strategischen Finanzprozess gegeben haben: Ehrlichkeit, Offenheit und Vertrauen. Mit diesen Haltungen, so glauben wir, werden wir auch die Diskussionen führen können, die konkret notwendig sein werden, um die Einsparnotwendigkeit bis zum Jahr 2030 von real insgesamt 19,5 % gegenüber dem HH-Plan 2019 abzubilden, die wir brauchen. Vom Haushaltsentwurf 2021 aus gesehen, in dem schon gewichtige Einsparungen enthalten sind, wird noch ein Einsparvolumen von real insgesamt minus 16,2 % (durchschnittlich minus 1,6 % p.a.) zu erbringen sein.

Der gute Geist, der in unseren Sitzungen und in den Gesprächen mit den anderen kirchenleitenden Organen und den Führungsverantwortlichen der mittleren Ebene spürbar war, lässt mich mit Zuversicht auf die vor uns liegenden anspruchsvollen Prozesse schauen.

Als Kirche einstehen für den sozialen Zusammenhalt

Dass wir in der Art, wie wir die schwierigen innerkirchlichen Diskussionen führen, auch ein Zeugnis für die Welt geben, sollte uns immer bewusst sein. Dieses Zeugnis ist wichtiger denn je. Denn gerade jetzt gilt es, alle miteinander für den gesellschaftlichen Zusammenhalt einzustehen. Den Schlüssel dafür gibt Paulus in den Worten, die in der Passage aus Röm 5 direkt folgen: „Bedrängnis bringt Geduld, Geduld aber Bewährung, Bewährung aber Hoffnung, Hoffnung aber lässt nicht zuschanden werden, denn die Liebe Gottes ist ausgegossen in unsere Herzen durch den Heiligen Geist, der uns gegeben ist.“

Dass wir die heilende Liebe Gottes selbst ausstrahlen, ist gerade jetzt unser wichtigster Beitrag als Kirche in einer von der Pandemie verwundeten Gesellschaft. Dass Jesus uns mit dem Doppelgebot der Liebe, nicht nur die Gottesliebe, sondern auch die Nächstenliebe ans Herz gelegt und mit auf den Weg gegeben hat, hat aber Bedeutung weit über den Raum der christlichen Glaubensgemeinschaft hinaus. Denn Jesus selbst hat dieses Gebot der Nächstenliebe in seiner Bergpredigt mit einer Regel näher erklärt, die für alle Menschen guten Willens verstehbar und nachvollziehbar ist. Man nennt sie deswegen auch die „Goldene Regel“: „Alles, was ihr wollt, dass euch die Leute tun sollen, das tut ihnen auch!“ Schon auf den ersten Blick fällt die Nähe dieser Regel zum Kategorischen Imperativ Kants und anderer Vernunftüberlegungen auf.

Der Goldenen Regel in Mt 7,12 folgt ein gewichtiger Satz: „Alles nun, was ihr wollt, daß euch die Leute tun sollen, das tut ihnen auch! Das ist das Gesetz und die Propheten.“ Das heißt: In dieser Goldenen Regel sind alle Gebote zusammengefasst.

Gerade weil die Goldene Regel für alle Menschen verständlich ist, ist sie so etwas wie die Magna Charta sozialen Zusammenhalts in Pandemiezeiten. Denn sie setzt an die Stelle von Ignoranz und Rücksichtslosigkeit Empathie und Mitgefühl:

„Du kannst dir die Not von Menschen, die jetzt besonders zu kämpfen haben, doch selbst vorstellen. Du weißt doch, wie sehr du dir selbst wünschst, dass die anderen dir in einer solchen Situation beistehen. Also öffne dein Herz genauso für die anderen, wie du selbst das in der gleichen Situation erhoffen würdest.“ Das ist kein Appell an Aufopferung oder Selbstverleugnung. Das ist ein Appell an die Einsicht aller Menschen guten Willens und ein Appell, das einzig jetzt Richtige und im allgemeinen Interesse liegende zu tun: nämlich einander beizustehen und zusammenzuhalten.

Einander beistehen, ist die beste Basis für einen erfolgreichen Umgang mit der Pandemie. Pandemiebekämpfung kann nicht zuallererst auf staatlichen Zwangsmaßnahmen beruhen. Die sind auch nötig, nämlich da, wo gerade verletzte Menschen nicht anders geschützt werden können. Aber Pandemiebekämpfung ist vor allem eine Konsequenz der Liebe und der Vernunft. Und damit Aufgabe eines jeden und einer jeden von uns.

Vor genau 500 Jahren hat Martin Luther eine Schrift veröffentlicht, die für mich bis heute zu den wichtigsten Schriften der gesamten Kirchengeschichte gehört. Ihr Titel könnte nicht aktueller sein: „Von der Freiheit eines Christenmenschen“. Luther hat seiner Schrift zwei Thesen vorangestellt: „Ein Christenmensch ist ein freier Herr aller Dinge und niemandem untertan. Ein Christenmensch ist ein dienstbarer Knecht aller Dinge und jedermann untertan!“ Wenn wir heute darüber diskutieren, wie die in Pandemiezeiten notwendige Klarheit staatlichen Handelns mit der unverzichtbaren Rolle einer starken Zivilgesellschaft in unserer Demokratie am besten zusammengehen kann, dann sind diese beiden Thesen genau die richtige Orientierung: Freiheit heißt einerseits kein Untertanengehorsam! Selber denken! Für seine Überzeugungen einstehen! Und Freiheit heißt andererseits: sich nicht in abstrusen Verschwörungsfantasien verlieren oder rücksichtslos seine Eigeninteressen verfolgen, sondern dem Nächsten dienen und immer auch sein Wohl im Blick haben.

Wenn Menschen heute für Freiheiten demonstrieren, die andere in Gefahr bringen, dann können sie sich nicht auf das christliche Freiheitsverständnis berufen. Weil die Liebe verlangt, gerade auf die Schwachen und Verletzlichen Rücksicht zu nehmen. Verantwortungslosigkeit wird dadurch nicht besser, dass sie im Gestus des Protestes daherkommt.

Wenn Menschen in ihrem Protest aber auf die Not von Menschen aufmerksam machen, die ihre Existenz verlieren und verzweifelt sind, dann ist das anders. Dann gilt es genau hinzuhören, sich von der Not anrühren zu lassen und nach Wegen zu suchen, wie Menschen wieder Boden unter den Füßen bekommen können.

Es gibt also Anlass sehr genau hinzuschauen und die Geister zu unterscheiden. Für uns als Christen ist das Evangelium von Jesus Christus dabei die entscheidende Grundlage. Was dieses Evangelium für uns heute bedeutet, darum muss unter uns Christen immer wieder neu gerungen werden.

Diskurskultur in Kirche und Gesellschaft

Manche Diskussionen der letzten Wochen geben mir Anlass, ein grundsätzliches Wort zur Diskurskultur in unserer Kirche zu sagen.

Wir können dankbar dafür sein, dass sich ganz unterschiedliche Menschen in unserer Kirche zu Hause fühlen. Attribute wie konservativ oder progressiv werden viel zu oft wie Etiketten verwendet. Aber dahinter stehen Überzeugungen, die wir für lebendige Diskussionen in der Kirche wie in der Gesellschaft brauchen. Für mich sind oft genau die Menschen in unseren öffentlichen Diskursen die eindrucksvollsten Persönlichkeiten, die die Leidenschaft ihrer Überzeugungen mit einer großen Offenheit gegenüber dem Denken der anderen verbinden. Das gilt auch für ein so umstrittenes Thema wie die Rolle der Kirche bei der Seenotrettung. Selbstverständlich kann man auch in der Kirche unterschiedlicher Meinung darüber sein, ob es zu den diakonischen Aufgaben der Kirche gehört, sich selbst in der Seenotrettung zu engagieren. Dass sich dem von der EKD initiierten Bündnis United4Rescue inzwischen die von mir jedenfalls nie erwartete Zahl von fast 660 Institutionen und Organisationen aus dem In- und Ausland

angeschlossen haben, zeigt, dass viele diese Frage mit einem klaren Ja beantworten. Aber man kann und muss natürlich darüber diskutieren, ob es einen Pull-Effekt gibt, ob es bessere Wege gibt, Menschenleben zu retten und was man tun kann, um solche lebensgefährlichen Situationen von vornherein zu verhindern. Über all das kann und muss man diskutieren. Es gehört allerdings auch dazu, dass Kritiker sich dem Austausch von Argumenten stellen und nicht diffuse Mythen verbreiten, nach denen solch offener Austausch nicht möglich sei.

Die Grundlage der Diskussionen, die wir führen, ist allerdings keine beliebige. Worüber Einigkeit unter Christen herrschen muss, ist, dass es zu den Aufgaben jedes Menschen, erst recht jedes Christen gehört, Menschen, deren Leben in Gefahr ist, zu retten. In den vielen Dialogen, die ich mit den Kritikern unseres Engagements in der Seenotrettung führe, ist das in der Regel auch Grundkonsens. Die gemeinsame Frage dabei ist: Wie können wir am besten dazu beitragen, dass das Leben von Menschen die alle miteinander von Gott zu seinem Bilde geschaffen sind und deren Leben in jedem einzelnen Fall unendlich kostbar ist, gerettet werden kann? Und, grundsätzlicher gefasst: Wie können wir dazu beitragen, dass Menschen in Würde leben können? Das ist der Kernauftrag der Diakonie und es ist der Daseinszweck unserer Hilfsorganisationen wie Brot für die Welt.

Wir brauchen einen lebendigen Diskurs in unserer Kirche über die Frage, wie das christliche Gebot der Nächstenliebe und die damit eng verbundene im Grundgesetz ins Zentrum gestellte Orientierung an der Menschenwürde am besten gelebt werden kann. Dass das Gebot der Nächstenliebe untrennbar mit der Gottesliebe verbunden ist, muss allerdings klar bleiben. Die Untrennbarkeit von Gottesliebe und Nächstenliebe gehört zur absoluten DNA unseres christlichen Glaubens und der ganzen jüdisch-christlichen Tradition. Es ist kein Zufall, dass das Doppelgebot der Liebe der einzige andere Ort im Neuen Testament ist, an dem die Formel am Ende der Goldenen Regel noch vorkommt: das ist „das ganze Gesetz und die Propheten“ (Mt 22,37-40).

Deswegen stellen sich alle politischen Ideologien, die menschliche Kälte zum Programm machen, die bestimmte Menschengruppen pauschal abwerten, die Menschenfeindlichkeit propagieren, selbst außerhalb des christlichen Grundkonsenses. Für rechtsextremes Gedankengut ist kein Platz in der Kirche. Es widerspricht allem, wofür das Christentum steht. Genauso wie jede Utopie von links, die ihrerseits zu menschenfeindlichem Handeln pervertiert. Menschenwürde fragt nicht, ob sie von rechts oder links verletzt wird.

Ich wünsche mir, dass wir mehr Orte finden, an denen der Diskurs über unterschiedliche Meinungen gepflegt wird und an denen Menschen angstfrei ihre Meinung zum Ausdruck bringen können. Wo sonst sollte das angstfrei möglich sein, wenn nicht in unserer Kirche? Ich selbst bin immer dazu bereit, mich Diskussionen zu stellen, in denen mir vielleicht sogar der Wind ins Gesicht weht – da habe ich bisher immer gute Erfahrungen gemacht und selbst lernen können.

Zum Beispiel müssen wir immer wieder die grundsätzliche Frage nach dem Verhältnis von Glauben und Ethik in der Verkündigung und in den unterschiedlichen Formen öffentlicher Rede der Kirche diskutieren. Dass beides seinen Ort hat, ist klar. Ich habe schon auf die Untrennbarkeit von Gottesliebe und Nächstenliebe hingewiesen, wie Jesus sie uns mit dem Doppelgebot der Liebe mit auf den Weg gegeben hat. Dass keines der beiden sich vom anderen ablösen darf, ist auch klar. Die Moralisierung des Evangeliums führt genauso in die Irre wie seine Spiritualisierung.

Wer in der vergangenen Woche am Buß- und Betttag über Jesaja 1 zu predigen hatte oder eine Predigt darüber gehört hat, hat eindrucksvoll vor Augen geführt bekommen, warum jede

Spiritualisierung prägenden biblischen Überlieferungen widerspräche. Die Kultkritik des Jesaja, wie wir sie in ähnlicher Weise auch bei Amos finden, sagt in harten, z.T. auch brüskierenden Worten: Ihr könnt euch alle eure schönen Gebete sparen, wenn ihr nicht bereit seid, auch darüber nachzudenken, wie ihr lebt und ob ihr richtig lebt.

Moralisierung wäre es, wenn wir den Zuspruch des Evangeliums an das Erreichen einer bestimmten Höhe unseres moralischen Punktekontos knüpfen würden. Danach wären wir von Gott nur dann geliebt, wenn wir die Gebote alle befolgen, wenn wir immer freundlich mit anderen sind, wenn wir unserem ökologischen Fußabdruck minimiert haben und nur noch fair einkaufen. Auch wenn das natürlich alles wünschenswert ist, bleibt unsere Grundlage der bedingungslose Zuspruch der Liebe Gottes, die Vergebung unserer Schuld und die innere Freiheit, die daraus erwächst und uns zum Handeln befähigt. Aus dem Glauben kommt die Liebe und die „Lust zu Gott“ – wie Luther sagt – und daraus die innere Freiheit zum Dienst am Nächsten.

Ich glaube daran, dass diese grundlegende Freiheit gleichzeitig die Kraftquelle ist, die uns – und das geht auch mir ganz persönlich so – im Beten und Handeln das tun lässt, was immer unvollkommen bleibt, immer auch mit Schuld und Widerstreit verbunden sein wird, aber nie die Kostbarkeit jedes einzelnen Menschen aus den Augen verliert.

Bei allem, was wir tun, dessen bin ich mir sehr bewusst, wissen wir um die Vorläufigkeit unseres Handelns. Dass der neue Himmel und die neue Erde, in dem alle Tränen abgewischt sind, noch aussteht, weist uns auf diese Vorläufigkeit. Und gleichzeitig ist es Kraft und Motivation, schon jetzt das zu tun, was uns möglich ist und es an den unterschiedlichen Stellen zu tun, an die wir hingestellt sind und – das füge ich bewusst hinzu – diese unterschiedlichen Stellen auch wechselseitig zu respektieren.

Prävention Sexualisierter Gewalt

Bei dieser Synode werden wir uns erneut mit einem Thema beschäftigen, das uns seit längerem – zum Teil auch sehr persönlich – begleitet und aus guten Gründen kontinuierlich präsent ist. Das vorliegende Präventionsgesetz gegen sexualisierte Gewalt soll uns helfen, in der Zukunft nach Kräften zu verhindern, was Menschen in der Vergangenheit erlitten haben.

Leid, Ängste, Fragen und Sorgen von Betroffenen machen zu Coronazeiten keine Pause. Menschen, die sexualisierte Gewalt erfahren haben, sind täglich herausgefordert, ihr Leben in der spürbaren Gegenwart ihrer eigenen Geschichte zu bewältigen. Krisensituationen wie die Pandemie wirken da häufig noch verstärkend, weil auch die äußeren Strukturen und Abläufe, die Halt geben, wegbrechen.

Deshalb darf unser Engagement und unsere Bereitschaft, Betroffene zu hören, uns von ihnen kritisch in Frage stellen zu lassen, sie zu unterstützen und mit ihnen nach bestmöglichen Wegen der Aufarbeitung zu suchen, in einer Zeit wie jetzt nicht nachlassen, so sehr uns auch hier die Kontaktbeschränkungen äußere Grenzen setzen. Die Diskussion um geeignete Maßnahmen ist dabei ebenso wichtig wie das konkrete Tun.

Die Beteiligung von Betroffenen an den Beratungen des Präventionsgesetzes ist nur ein Beispiel für das, was in den vergangenen Monaten in dieser Hinsicht passiert ist. Im Zusammenhang mit dieser Beteiligung haben wir auch Betroffene, die sich zum Präventionsgesetz geäußert hatten, ins Landeskirchenamt eingeladen. Die persönliche Begegnung mit ihnen hat mir erneut deutlich

gemacht, wie tief die Verletzungen von Betroffenen gehen. Immer wieder, wenn ich konkrete Geschichten höre, ist es für mich unfassbar, dass Menschen anderen Menschen im Raum der Kirche so etwas antun und damit Biografien zerstören können.

Mir ist auch deutlich geworden, wie unterschiedlich die Erfahrungen, aber auch die Erwartungen an uns als Kirche sind. Umso wichtiger ist eine individuelle Begleitung, die zeitnah reagieren kann. Das ist uns in der Vergangenheit nicht immer so gelungen, wie es notwendig gewesen wäre. Solche intensive persönliche Begleitung ist aber nur möglich, wenn unsere Ansprechstelle für sexualisierte Gewalt die notwendige personelle Ausstattung hat. Ich bitte die Synode daher dringend, mit der Bewilligung der im Haushalt vorgeschlagenen Mittel dafür die Grundlage zu schaffen.

Sich mit der Realität sexualisierter Gewalt auseinanderzusetzen ist letztlich aber Aufgabe unserer gesamten Kirche. Hinzuschauen, was war, aufzuarbeiten, wo immer es möglich ist, und nicht zuletzt alles dafür zu tun, dass sexualisierte Gewalt bei uns zukünftig nicht mehr vorkommt – diese Aufgabe geht uns alle an. Mit dem Präventionsgesetz, über das die Synode in den nächsten Tagen beraten und entscheiden wird, gehen wir einen wichtigen Schritt. Es wird aber nicht genügen, bei der Formulierung von Regelungen zu bleiben. Sondern wir alle sind gefordert, uns mit dem Thema wirklich auseinanderzusetzen.

Wir haben für diese Arbeit entsprechende Mittel im Haushalt vorgesehen. Prävention fängt aber letztlich bei jedem und jeder einzelnen persönlich an. Die notwendige Durchführung von Risikoanalysen und die Entwicklung von Schutzkonzepten für jede Gemeinde wird nur dort erfolgreich sein, wo wir den unerträglich erscheinenden Gedanken zulassen, dass es wirklich auch im Raum unserer Kirche Menschen gibt, die andere benutzen, um ihre sexuellen Bedürfnisse zu befriedigen und die durch sexualisierte Sprache oder Handlungen ihre Macht demonstrieren. Ich wünsche mir, dass dies in unserer Kirche nicht als notwendiges Übel angesehen wird, sondern als ureigene Dimension unserer Aufgabe, die Liebe Gottes weiterzugeben und mit unserem Sein und Handeln selbst auszustrahlen.

Gelebte Nächstenliebe – Diakonisches Engagement in Zeiten der Pandemie

Jenseits der großen Schlagzeilen haben haupt- und ehrenamtliche Mitarbeitende unserer Kirche und ihrer Diakonie in den letzten Monaten Großes geleistet. In einer medialen Landschaft, in der – jedenfalls auf nationaler Ebene – in der Regel vor allem das Spektakuläre, das Skandalöse, das Fehlverhalten Aufmerksamkeit findet, ist es schwer, das gelingende Handeln im Alltag, das in seiner segensreichen Breitenwirkung vermutlich das eigentlich Spektakuläre ist, und die ungeheure Leistung, die dahintersteckt, sichtbar zu machen.

Unsere Mitarbeitenden in der Diakonie verändern die Welt, indem sie Alten und Kranken beistehen und sie pflegen, indem sie Obdachlose begleiten, indem sie jungen Menschen in schwierigen sozialen Situationen Orientierung geben, indem sie Frauen in Schwangerschaftskonflikten bedingungslosen Beistand geben, indem sie Menschen beraten, die in die Schuldenfalle geraten sind, indem sie sich zum Anwalt von Menschen machen, die als Geflüchtete hierhergekommen sind.

Wenn Menschen, die besonders verletzlich sind, die immer wieder Abwertung erleben, jetzt Achtung und Respekt erfahren, wenn sie erfahren, dass „Menschenwürde“ nicht nur ein Wort, sondern gelebte Realität ist, wenn sie durch die Art, wie sie behandelt werden, spüren: „Ich bin Gottes geliebtes Geschöpf, geschaffen zu seinem Bilde“, dann wird das Reich Gottes zeichenhaft sichtbar.

Das geschieht in der diakonischen Arbeit jeden Tag. Aber eben von außen oft kaum sichtbar. Im Zusammenhang mit unserer Unterstützung der zivilen Seenotrettung habe ich viele Mails bekommen, gerade auch von vielen jungen Leuten, die sagen: „Toll, dass die Kirche das macht. Endlich folgen den Worten auch wirklich Taten!“ Wenn ich solche Nachrichten bekomme, schreibe ich zurück: Ich freue mich über Ihre Unterstützung. Und füge hinzu: Unsere Mitarbeitenden in Kirche und Diakonie tun das jeden Tag in ihrer diakonischen Arbeit, auch wenn es in den Medien nur wenig sichtbar wird.

Bei einem Fachgespräch und einem anschließenden Diakonie-gottesdienst mit Mitarbeitenden der Diakonie Fürth habe ich im Oktober von alledem gehört, was durch die Kontaktbeschränkungen verloren geht, von den Belastungen für die Mitarbeitenden, die immer wieder über ihre Grenzen gehen und auch von den finanziellen Folgen für die Einrichtungen, die Sorgen machen.

Dass Abstand, Maske und Kontaktbeschränkungen wirklich das letzte sind, was man in der diakonischen Arbeit braucht, haben die Mitarbeitenden sehr deutlich gemacht. Sie wollen ja den Menschen nahe sein, offene Gespräche führen und gerne auch in Gruppenveranstaltungen über Gott und die Welt reden. Abstand und Maske in einer Kindertagesstätte oder in einer Pflegeeinrichtung schienen ihnen vorher undenkbar. Erst recht Kontaktbeschränkungen sogar für Angehörige von Sterbenden. Und doch waren sie plötzlich vor solche Situationen gestellt.

Und haben sich blitzschnell darauf eingestellt und das Beste daraus gemacht: haben die Arbeit anders organisiert, in den Beratungsstellen Telefon- und Onlineberatung statt offener Sprechstunden eingerichtet, im Seniorenpflegeheim neue Räume geschaffen, in denen Besuchskontakte stattfinden konnten, haben in der Stadtteilarbeit Gruppenveranstaltungen so organisiert, dass sie unter Einhaltung der Schutzmaßnahmen wieder stattfinden konnten. Ich habe viele berührende Beispiele geschildert bekommen, die zeigen, welche Kraft in unserer Kirche steckt und mit wieviel Liebe unsere Mitarbeitenden gerade in den schweren Zeiten der Kontaktbeschränkungen präsent waren. Mich hat das ungeheuer beeindruckt.

Ich möchte diesen Bericht vor der Synode heute einmal nutzen, um das scheinbar Unspektakuläre, aber in Wirklichkeit spektakulär Segensreiche sichtbar zu machen, indem ich einige Schilderungen aus der Arbeit unserer Kirche und ihrer Diakonie zur Unterstützung von besonders verletzlichen Menschen bei der Bewältigung der Pandemiefolgen wiedergebe.

Kreative Energie in der diakonischen Arbeit – Beispiele aus Fürth

In Diakoniestation und Alten- und Pflegeheimen in Fürth, wie anderswo auch, war natürlich für die Mitarbeitenden die Schließung der Kindertagesstätten und Schulen in der ersten Pandemiephase ein Schock. 95 % der Mitarbeitenden sind Frauen, oft mit besonderer Verantwortung für Kinder. Trotzdem haben sie durch gute Organisation und familiäre Unterstützung Notbetreuung organisieren können, bevor auch von staatlicher Seite geholfen werden konnte.

Die Mitarbeitenden berichteten von kleinen, aber für manche Menschen gravierenden Hindernissen, etwa durch das allgemeine Tragen des Mund-Nasenschutzes. Für Menschen, die nicht mehr gut hören, ist es besonders schwierig, weil sie nicht mehr von den Lippen ablesen können. Für demenziell Erkrankte ist es schwierig, weil sie nicht verstehen, warum dieser Mundschutz getragen wird.

Einer der gravierendsten - und auch umstrittensten - Eingriffe in den Alltag der Bewohner*innen war natürlich das im Lockdown verhängte Besuchsverbot. Um diesen unerträglichen Zustand zumindest etwas zu mildern, richteten die Mitarbeitenden für die Bewohner*innen Skype und WhatsApp ein. Nicht alle wollten oder konnten sich anfänglich mit diesen modernen Medien anfreunden. Umso positiver haben sie dann darauf reagiert. Es war wie ein Wunder, dass auf einem elektronischen Kästchen mit polierter Glasplatte plötzlich der Sohn, die Tochter oder ein Enkel auftauchte, mit denen man sich wie im „normalen“ Leben unterhalten konnte - obwohl die Person viele Kilometer entfernt war. Aber, und das haben die Mitarbeitenden dann als ein kleines Wunder empfunden: Auf dem Gesicht von schwer Dementen zeichnete sich spontan ein Lächeln ab. Manche winkten ihren Angehörigen zu oder zeigten sonst eine deutliche Reaktion des Wiedererkennens.

Wer hätte gedacht, so die Mitarbeitenden bei ihrer Schilderung im Diakoniegottesdienst, „dass Skype und Co“ dazu beitragen konnten, unseren hochbetagten Bewohnern Freude und Zuversicht zu geben.“

Viel Kreativität war und ist auch nach der Aufhebung des Lockdowns gefragt. Die Pflege- und Betreuungskräfte sind sich ihrer besonderen Obhutspflicht den Bewohner*innen gegenüber sehr bewusst. Sie wollen und müssen alles tun, dass Gesundheit und Leben der ihnen Anvertrauten bestmöglich geschützt werden. Also wurden Konzepte entwickelt (und manche auch wieder verworfen), Informationsbriefe an die Angehörigen geschrieben, Tische im Foyer umgestellt und Plexiglasscheiben angebracht. „Wir bauen für Sie um“ - so haben sie die Aktion genannt, die möglichst sichere Begegnungen wieder ermöglichen sollte. Die ersten „realen“ Begegnungen nach dem Lockdown waren dann auch hochemotional - für die Bewohner, ihre Angehörigen und für die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter auch.

Auch was die Mitarbeitenden in den Kindertagesstätten berichteten, hat mich sehr beeindruckt. Das KiTa-Team hat Stuhlkreise mit den Stofftieren der Kinder in ihren Gruppenräumen gefilmt und an die zu Hause gebliebenen Kinder geschickt. Elternbriefe wurden geschrieben, Geburtstagspäckchen gepackt und für jedes Kind ein Regenbogen gebastelt.

Ein ähnliches beeindruckendes Engagement haben auch die Menschen gezeigt, die für uns in der Kirchlichen Allgemeinen Sozialarbeit (KASA) in Bayern arbeiten. Aus ihrer Arbeit möchte ich einiges berichten.

Beratungsdienste und Hilfenetzwerke für Menschen in prekären Lebenslagen in Zeiten der Pandemie

Die Auswirkungen der Pandemie treffen Menschen besonders hart, die sich bereits vor der Pandemie in prekären Lebenslagen befunden haben. Es ist die alleinerziehende Mutter, die in Zeiten des Lockdowns ihre Kinder betreuen und im „Homeschooling“ den Unterricht zuhause meistern muss und zugleich ihrer beruflichen Tätigkeit nachgehen soll. Wegen der damit verbundenen Mehrkosten wie zum Beispiel Druckerpatronen kommt das Familienbudget schnell an seine Grenzen.

Es ist die alleinstehende Rentnerin, die unter der sozialen Isolation leidet und die ihre plötzlich gestiegenen Gesundheitskosten nicht mehr bezahlen kann. Es ist der Wohnungslose, der vor verschlossenen Türen von Behörden steht und der seine Zuverdienstmöglichkeiten im Lockdown schlagartig verloren hat. All diese Situationen haben die Beraterinnen und Berater der Kirchlichen Allgemeinen Sozialarbeit (KASA) in den Bezirksstellen der Diakonie sowie die Beratungsdienste für Arbeitslose, die Sozialkaufhäuser und die Hilfenetzwerke wie Tafeln, Tischgemeinschaften im engen Schulterschluss mit den Dekanaten und Kirchengemeinden vor Ort und mit den vielen ehrenamtlichen Helferinnen und Helfern täglich wahrgenommen. Denn

diese Hilfeangebote wurden während der Pandemie unter Einhaltung der Schutz- und Hygieneregeln in abgewandelter Form die ganze Zeit offengehalten.

Aufgrund der Berichterstattung aus der Beratungsarbeit hat das Diakonische Werk Bayern ein Hilfersuchen für Soforthilfen für Menschen in schwierigen Lebenslagen an die Landeskirche gerichtet. Wir haben das im Landeskirchenrat sofort aufgegriffen, so dass in einem gemeinsamen Spendenaufruf von Kirche und Diakonie bis Ende Juli 2020 mit einer Doppelungszusage seitens der Landeskirche eine individuelle Soforthilfe möglich wurde. Bis Ende Juli wurden über 60.000 € für die Soforthilfe gespendet und seitens der Landeskirche verdoppelt. Bis zum heutigen Tag können daher auf unbürokratischem Weg kleine Soforthilfen in besonders prekären Lebenssituationen durch die Beraterinnen/Berater der Kirchlichen Allgemeinen Sozialarbeit und den Beratungsdiensten ausgereicht werden. Bis Anfang November wurden an über 1.200 Familien, Paare und Alleinstehende Soforthilfen gewährt. Diese Hilfen geschehen im Kleinen und im Stillen, aber sie sind dennoch ein Zeichen der Nächstenliebe und der Hoffnung. Beispielfhaft einige Rückmeldungen von Betroffenen:

- Aleksandar (25 Jahre alt): „Ohne diese Hilfe, hätte ich meine Ausbildung gar nicht weitermachen können. Vielen Dank! Jetzt habe ich einen neuen Ausbildungsplatz und bin hier gut aufgehoben.“
- Ronahi (23 Jahre alt, alleinerziehend): „Ich und meine Tochter waren sehr glücklich, dass wir das Geld bekommen haben. So war es einfacher, die zusätzlichen Kosten während der Corona-Zeit zu stemmen.“
- Herr S. (Mitarbeiter in einer Beschäftigungsmaßnahme) „Ich freue mich wirklich über den Betrag – genau zur richtigen Zeit. Ich kann damit mein Fahrrad funktionstüchtig machen.“

Die Beratungsdienste haben ihre Arbeit auch im Lockdown nicht eingestellt, sondern mit hoher Flexibilität und Innovation versucht, Hilfemöglichkeiten für betroffene und ausgegrenzte Menschen zu gewährleisten. So gab es u.a. „Fensterberatung“, „Beratungsspaziergänge“, Beratung im Garten und nachgehende Telefonkontakte. Oft sind diese Anlaufstationen aufgrund der (Teil-)Schließung für den Publikumsverkehr vieler Behörden die einzige Anlaufstelle für Ratsuchende.

Die kurzfristig umgestellte Antragstellung auf staatliche Hilfen in digitaler Form hat diese Menschen noch stärker ausgegrenzt. Die Herausforderung der Beratungsarbeit in Pandemiezeiten haben die Beraterinnen und Berater vor Ort angenommen und durch die Entwicklungen entsprechender Schutz- und Hygienekonzepte Hilfemöglichkeiten weiterentwickelt und aufrechterhalten. Gezielte Maßnahmen wie „Spuckschutz“ etc. und technische Ausstattung haben den Kontakt mit ratsuchenden Menschen gewährleistet. Auch bei dieser Herausforderung konnte die Landeskirche helfen. Im Rahmen des Nachtragshaushalts wurden Hilfen für die Beratungsdienste verteilt, die die Arbeit in Pandemiezeiten erleichtern. Zugleich haben wir Projekte unterstützt, die vor allem im Bereich der Wohnungsnotfallhilfe und des Frauenschutzes tätig sind. Auch hierzu wurden im Nachtragshaushalt Mittel zur Verfügung gestellt.

Wer das alles hört, kann sich vorstellen, wie belastend diese soziale Arbeit in den Beratungsdiensten wie der KASA für die Mitarbeitenden selbst ist. Neben den beruflichen Herausforderungen müssen immer auch die privaten Situationen in den eigenen Familien bewältigt werden. Daher sind wir der Bitte der Diakonie gerne nachgekommen, Wege zur Stärkung der Resilienz von Berater*innen zu unterstützen.

Ich danke allen, die dort jeden Tag Nächstenliebe konkret leben, indem sie besonders verletzte Menschen begleiten, von Herzen für ihre Arbeit!

Auch künftig werden wir uns im engen Schulterschluss von Kirche und ihrer Diakonie für die Menschen, die von Armut und sozialer Ausgrenzung betroffen sind, einsetzen. Die segensreiche Arbeit der KASA ist dafür ungeheuer wichtig.

Ermutigung

Über zwei Rückmeldungen aus der Kirchlichen Beschäftigungsinitiative in Fürth habe ich mich besonders gefreut. Die möchte ich Ihnen nicht vorenthalten, weil sie stellvertretend stehen für den Geist, in dem die Mitarbeitenden in der Kirche und ihrer Diakonie die großen Herausforderungen der Pandemie an vielen Orten bisher bewältigt haben:

„Die Kommunikation zwischen den Dachverbänden, dem Diakonischen Werk Bayern und den Mitgliedseinrichtungen war hervorragend: zeitnah und effektiv. Alle notwendigen Informationen waren stets präsent, so dass hier meine große Sorge, Informationen nicht rechtzeitig zu erhalten, um notwendige Maßnahmen einleiten zu können, tatsächlich nicht nötig war.“

Und ein weiteres:

„Was mich am meisten beeindruckt hat, war der gesamte Zusammenhalt und die Loyalität aller Beschäftigten – auch die Loyalität der teilnehmenden Beschäftigten. Es war jederzeit auf jeden Verlass und es wurde einmal mehr sichtbar und spürbar, wie wichtig die soziale Gemeinschaft, Loyalität und Zusammenhalt im Kollegenteam sowohl für das Unternehmen, aber auch für jeden einzelnen Beschäftigten ist.“

Ich danke allen von ganzem Herzen, die auf allen Ebenen in Kirche und Diakonie dazu beitragen, dass solche Rückmeldungen möglich sind. Was ich bei meinen Besuchen vor Ort gehört habe, bestärkt mich in der Einschätzung, dass in unserer Kirche und ihrer Diakonie viel mehr Kraft steckt, als wir manchmal selbst meinen. Neben den Mitarbeitenden in der Diakonie nenne ich hier auch einmal ausdrücklich alle, die als Lehrer*innen in den Schulen tätig sind, ob für uns als Kirche oder den Staat. Sie haben Ungeheures zu leisten, um den Schulbetrieb unter diesen so erschwerten Bedingungen sie gut wie möglich zu gestalten. Auch ihnen von Herzen Dank!

Lasst uns unsere Augen, Ohren und Herzen immer wieder für all das Kraftvolle öffnen, was Menschen in diesen Zeiten tun! Lasst sie uns immer wieder neu öffnen für Jesus Christus als den Herrn unserer Kirche, aus dem diese Kraft und die Liebe, in der sie sich zeigt, zuallererst kommt!

Kirchenmusik als Lebenskraft

Gerade in Pandemie-Zeiten ist die Musik im allgemeinen und die Kirchenmusik im Besonderen eine große Quelle der Kraft. Umso schmerzlicher ist es, dass die Möglichkeiten, die Menschen damit zu erfreuen so eingeschränkt sind. Gleichzeitig habe ich in den letzten Monaten seit März eine Explosion von tollen digitalen Wegen der Verbreitung von Kirchenmusik erlebt, die mich immer wieder haben staunen lassen. Ich bekomme zum Beispiel jede Woche ein Mail vom Evangelischen Posaunenchor Gerolzhofen, in dem einer der wunderbaren Choräle erklingt, die ich jedes Mal bei meinen Besuchen vor Ort von den Bläsern gespielt so liebe. Und dazu läuft eine Bildserie mit herrlichen Naturaufnahmen, die mein Herz jedes Mal froh macht. Solche Initiativen gibt es an vielen Ort. Und es mag sein, dass die Posaunenchöre so mehr Menschen erreichen als mit dem physischen Originalsetting, so wenig das zu ersetzen ist.

Weil die Posaunenchöre augenblicklich kaum oder höchstensfalls sehr eingeschränkt in der Lage sind, wie gewohnt musikalische Grüße in die Gemeinde und in Heime und Einrichtungen zu bringen, hat sich auch unser Posaunenchorverband etwas Besonderes ausgedacht: Aus den CDs, die sie eingespielt haben, haben sie einige Advents- und Weihnachtslieder herausgenommen, die nun mit Hilfe von Abteilung D und der Diakonie weit gestreut werden – zum einen, damit sich die Mitarbeitenden dort an einem Gruß freuen können, aber natürlich auch mit der Hoffnung, dass solch ein Gruß auf diesem Wege an die Bewohnerinnen und Bewohner von Einrichtungen oder an die Patienten, die von den Diakoniestationen betreut werden, gelangen könnte – immer da, wo das die Mitarbeitenden für angebracht und sinnvoll halten. Ich finde das eine wunderbare Initiative. Und ich hoffe, dass viele sie nutzen!

Auch die Aktion „Macht auf die Tür“ mit dem gemeinsamen virtuellen Adventskalender der Dekanatskantorate von Forchheim, Sulzbach-Rosenberg und Windsbach ist solch ein kreatives Beispiel. Es gibt dazu schon einen Trailer, den man abrufen kann (<https://www.youtube.com/watch?v=80EkacMmy6w>). Ab dem 1. Dezember kann man jeden Tag ein digitales Türchen öffnen und die Kirchenmusik ganz unterschiedlicher Besetzung aus der Region genießen.

Weltweite Solidarität in Pandemie-Zeiten

Ich habe in den letzten Monaten bewusst immer wieder auf den weltweiten Horizont im Umgang mit der Pandemie hingewiesen. Denn ich bin überzeugt davon, dass gerade wir als Kirchen eine wichtige Verantwortung haben, in Zeiten, in denen wir natürlich auch unsere eigenen Hausaufgaben machen müssen, auch auf die Situation den anderen hinzuweisen. Als Kirchen sind wir ein weltweites Netzwerk mit tiefer lokaler Verwurzelung in den Ortsgemeinden überall auf der Welt und gleichzeitig dem universalen Horizont unseres christlichen Glaubens. Alle miteinander, egal, wo wir leben, sind wir Gottes kostbare Geschöpfe, geschaffen zu seinem Bilde. Und weil wir als Christ*innen alle miteinander verbunden sind wie die Reben am Weinstock Christus, sprechen wir uns auch gerne als Schwestern und Brüder an.

Das Hauptproblem der Menschen in unseren Partnerländern sind nicht hohe Corona-bedingte Infektions- und Todeszahlen mit entsprechenden Gefahren für Überlastungen oder Zusammenbrüche von Gesundheitssystemen, sondern die durch radikale Maßnahmen bedingten Einschränkungen des öffentlichen Lebens mit den entsprechenden wirtschaftlichen Folgen.

Der Lebensunterhalt großer Teile der Bevölkerungen wird im informellen Sektor auf einer Hand-in-den-Mund-Basis erwirtschaftet. Viele Menschen haben keine Rücklagen. Dies betrifft auch Menschen, die formelle Anstellungen hatten, aber durch Lockdowns und Quarantänemaßnahmen ihre Arbeit verloren, vor allem im Export- und Tourismus-Sektor. Dazu haben die meisten Regierungen nur sehr eingeschränkte Möglichkeiten für wirtschaftliche oder soziale Nothilfeprogramme und Überbrückungsmaßnahmen. Entsprechend befürchten Entwicklungsexperten, dass die in den vergangenen Jahrzehnten erreichten großen Fortschritte bei der Armutsbekämpfung in Afrika durch die Pandemie zunichtegemacht werden und viele Menschen wieder in absolute Armut zurückfallen. Direkt betroffen davon wären auch alle Kirchen, die ihre Einnahmen in der Regel durch Spenden und Einlagen in den Gottesdiensten erwirtschaften.

Ich möchte deswegen hier einige Beispiele aus dem Netzwerk unserer Partnerkirchen auf unterschiedlichen Kontinenten für die Hilfstätigkeit der Kirchen und die wechselseitige Unterstützung geben, die wir füreinander in diesen schweren Zeiten leisten.

Über die Lutherische Kirche von Brasilien wird OKR Michael Martin in der Einbringung der Erneuerung unseres Partnerschaftsvertrages noch genauer sprechen. Ich will einige Sätze zu unseren lutherischen Partnerkirchen in Mittelamerika sagen. Sie verteilen mit Hilfe von Mitteln der Allianz "Action by Churches Together" (ACT Alliance), also des Zusammenschlusses der internationalen ökumenischen Hilfsorganisationen, Hygienemittel und Schutzausrüstung und leisten Lebensmittelhilfe. Die meisten Veranstaltungen finden wie bei uns über das Internet statt. Lutheraner in Nicaragua haben eine Gebetskette organisiert, bei der sie jeden Tag für einen anderen internationalen Partner gebetet haben, auch für uns.

Die Kirchen aus El Salvador und Nicaragua wurden auch von der ELKB für Schutz- und Hygienemaßnahmen gefördert. Aus dem Corona-Hilfsfonds von Mission Eine Welt (MEW) wurden Projekte in El Salvador, Honduras und Costa Rica gefördert.

Afrika ist im weltweiten Vergleich der Kontinent mit den weitaus geringsten Infektionszahlen und Corona-bedingten Todesfällen geblieben. Bis heute löst dies bei vielen sogenannten Experten Verwunderung und Erstaunen aus. Eine abschließende Begründung für diese Tatsache wurde noch nicht gefunden.

Als ein wichtiger Grund wird aber das extrem niedrige Durchschnittsalter der Bevölkerung Afrikas genannt. Fast die Hälfte der Menschen in Afrika ist jünger als 18 Jahre. Das Durchschnittsalter liegt bei 19,7 Jahren, in Europa dagegen bei über 40 Jahren. Gleichzeitig sind klassische Wohlstandserkrankungen (die als Risikofaktoren für schwere Covidverläufe gelten) wie Herz-Kreislauferkrankungen, Übergewicht und Diabetes Typ 2 seltener als im Westen der Welt. Aber auch die rasche Reaktion vieler afrikanischer Regierungen mit konsequent durchgesetzten Einschränkungen allen öffentlichen und wirtschaftlichen Lebens einschließlich Abschottung der nationalen Grenzen und Schließung der Flughäfen wird als wichtiger Grund genannt.

Letzteres hat nun aber gravierende Konsequenzen für die Ärmsten. In **Nordtansania** etwa, vielen von uns wegen der intensiven Partnerschaftsbeziehungen bestens bekannt, ist der Tourismus fast zum Erliegen gekommen. Viele informell Beschäftigte haben ihre Jobs verloren. Die Haupteinnahmen der Kirchen über Kollekten sind stark zurückgegangen. Immer wieder schreiben uns Menschen aus Afrika, versichern uns ihrer Verbundenheit und dass sie für uns in Deutschland um Bewahrung in der Pandemie beten.

In **Liberia** kann der Staat im öffentlichen Dienst und im Gesundheitssystem zum Teil seit Monaten keine Gehälter mehr bezahlen. Wirtschaftliche Schwierigkeiten, die es auch vor Corona schon zuhauf gab, treten nun noch stärker zutage. Entsprechend kämpft auch unsere Partnerkirche, die Lutheran Church of Liberia (LCL) mit großen finanziellen Nöten und hat mangels Spenden und Gottesdienstkollekten Mühe, ihre Gehälter zu zahlen.

Trotzdem unterstützte die LCL von Anfang an die Maßnahmen der Regierung. Sie stellte bis September ihre Präsenzgottesdienste ein und suchte alternative Verkündigungsformate. Sie beteiligte sich, wo immer möglich, an der öffentlichen Aufklärungsarbeit und unterstützte über ihren kirchlichen und ihren Gesundheitsdienst sanitäre und hygienetechnische Maßnahmen. Nach inzwischen erfolgter Wiederaufnahme des allgemeinen schulischen Lebens versucht sie dies nun verstärkt auch über ihr kircheneigenes Schulsystem.

Kenia reagierte ebenso wie Liberia schnell und umfassend mit der Einschränkung alles öffentlichen, auch kirchlichen, Lebens durch Lockdowns, Ausgangssperren und Quarantänemaßnahmen.

Wie die LCL in Liberia unterstützte die Kenya Evangelical Lutheran Church (KELC) den Kurs der Regierung, stellte ihre Präsenzgottesdienste ein und beteiligte sich aktiv an Aufklärungsarbeit und sanitären Maßnahmen. Für vom Lockdown extrem betroffene Bevölkerungsgruppen

engagierte sie sich mit diakonischen Projekten und verteilte punktuell Lebensmittel und Güter des täglichen Bedarfs.

Bemerkenswert ist, dass die KELC die Corona-Pandemie aber nicht nur als eine riesige Katastrophe und Herausforderung begriff, sondern auch als Chance für spirituelles Wachstum ihrer Gemeindeglieder hin zu mehr gegenseitiger Solidarität und tätiger Nächstenliebe.

Detailliert schildert dies Pfarrerin Dr. Margaret Obaga, die Leiterin der Diakonie-Abteilung der KELC, die aktiv die Umsetzung mehrerer diakonischer Corona-Projekte verantwortete. Sie bedankt sich in diesem Zusammenhang auch für Hilfe aus der ELKB:

„Covid-19 hat das Beste an menschlicher Großzügigkeit und Solidarität zutage gebracht, was wir haben. Die KELC hat die Großzügigkeit ihrer lutherischen Partnerkirche in Bayern und anderer Kirchen erfahren. Die Unterstützung bei der Besorgung von Hygiene-Artikeln und Nahrung wurde von den Menschen, die das alles am dringendsten brauchten, mit großer Dankbarkeit aufgenommen. Auch wenn Partnerschaften nicht in erster Linie den Zweck der materiellen Unterstützung haben, so ist es doch ausdrücklich anzuerkennen, dass die Unterstützung von Menschen in Not Teil unserer Berufung als Christen ist. Dafür danken wir euch! Asante sana!“

Schließlich noch ein kurzes Schlaglicht aus unserer ältesten Partnerkirche, der Lutherischen Kirche in Papua-Neuguinea (ELC-PNG).

Auch in PNG steigen die Infizierten-Zahlen. Eine ernstzunehmende Statistik gibt es aber wegen der geringen Zahl der Testungen nicht. Das Gleiche gilt für die Todeszahlen. Social distancing lässt sich in der Bevölkerung trotz zunehmender Sorge vor negativen Entwicklungen nicht durchsetzen. Auf Funktionsebenen finden Arbeitstreffen und Tagungen nur eingeschränkt statt. Finanziell muss die ELC-PNG und auch der Staat mit großen Einbrüchen umgehen. Da Gehälter und Subventionen für kirchliche Krankenhäuser und Gesundheitsstationen vom Staat bezahlt werden, treffen die seit Februar bestehenden Ausstände die Kirche in ihren Dienstleistungen hier hart.

Es gibt also auch hier deutlichen Bedarf für **materielle Unterstützung**. Glücklicherweise wird dafür in unserer ELKB auf verschiedenen Ebenen auch einiges getan: durch die Landeskirche, durch Projektmittel aus der Abteilung C des Landeskirchenamts, durch Mittel von Mission Eine Welt und vor allen Dingen durch die vielen Partnerschaftsgruppen in den Gemeinden und Dekanaten. Für die vielfältige finanzielle Corona-bezogene Projektunterstützung aus Bayern sind unsere Partnerkirchen extrem dankbar. Diese Projektunterstützungen wandelten sich im Verlauf der Krise von Hygiene- und sanitär orientierten Nothilfeprojekten mit Aufklärungsarbeit immer mehr hin zu diakonischen Projekten für die Ärmsten unter den Betroffenen.

Geistlich sind wir hier in der ELKB während der Corona-Pandemie von unseren Partnerkirchen von einer Welle der Sympathie und des Gebets mitgetragen worden. Während der aktuell rasant steigenden Fallzahlen in Europa werden wir es gerade wieder. Auch unsere Partnerkirchen freuten und freuen sich über unsere Gebete und Nachfrage. Über die modernen sozialen Medien und vielfältige Zoom-Konferenzen scheinen der gegenseitige Austausch und die Kommunikation in vielem leichter und enger geworden zu sein.

Ich danke ganz persönlich allen, die auf den unterschiedlichen Ebenen unserer Kirche, von der Basis in den Gemeinden bis hin in die Kirchenleitung, dafür arbeiten, dass die Anrede „Schwestern und Brüder“ auch in ihrer weltweiten Dimension sich nicht in bloßen Worten erschöpft, sondern in der konkreten Unterstützung in ihren Konsequenzen sichtbar wird. Und ich danke der Synode, dass sie die Mittel dafür bereitstellt!

Schluss

„Wir rühmen uns ... der Bedrängnisse, weil wir wissen, dass Bedrängnis Geduld bringt, Geduld aber Bewährung, Bewährung aber Hoffnung, Hoffnung aber lässt nicht zuschanden werden...“ Dass Hoffnung nicht zuschanden werden lässt, haben viele Menschen in den letzten Monaten zusammen mit Paulus erfahren. Und zwar nicht, weil sie die Bedrängnis ignoriert oder ausgeblendet haben, sondern weil sie in der Bedrängnis die Erfahrung gemacht haben, dass Gott ihnen Kräfte geschenkt hat, die sie vielleicht selbst kaum möglich gehalten hätten. Ein Optimismus, der die Abgründe, durch die manche Menschen jetzt gehen, einfach schönredet, hat mit der Hoffnung des Paulus nichts zu tun. Ein Optimismus als Wille zur Zukunft aber ist Ausdruck jener nur als Geschenk Gottes erfahrbaren Bewegung von der Bedrängnis zur Geduld und von der Geduld zur Hoffnung.

Dietrich Bonhoeffer hat diesen Optimismus als Willen zur Zukunft an der Wende zum Jahr 1943, kurz vor seiner Verhaftung durch die Gestapo, so beschrieben: „Optimismus ist in seinem Wesen keine Ansicht über die gegenwärtige Situation, sondern er ist eine Lebenskraft, eine Kraft der Hoffnung, wo andere resignierten, eine Kraft, den Kopf hochzuhalten, wenn alles fehlzuschlagen scheint, eine Kraft, Rückschläge zu ertragen, eine Kraft, die die Zukunft niemals dem Gegner läßt, sondern sie für sich in Anspruch nimmt. Es gibt gewiß auch einen dummen, feigen Optimismus, der verpönt werden muß. Aber den Optimismus als Willen zur Zukunft soll niemand verächtlich machen, auch wenn er hundertmal irrt.“

Uns in diesem Willen zur Zukunft im Gebet, in der Meditation der biblischen Worte, im Austausch mit anderen und im gemeinsamen Gottesdienst immer wieder neu stärken zu lassen, das ist die beste Basis für unser Handeln als Kirche in Zeiten der Pandemie. Diesen Willen zur Zukunft und die damit verbundene Hoffnung selbst auszustrahlen und so weiterzugeben, das ist der wichtigste Dienst, den wir der Gesellschaft insgesamt als Kirche leisten können.

Wir werden es gerade jetzt im Advent und an Weihnachten tun. Mit kraftvollen Gottesdiensten, die jetzt schon überall in den Gemeinden vorbereitet werden. Dass Gott Mensch wird, als verletzliches kleines Kind ohne Herberge, dass Gott uns nie mehr verlässt, sondern bei uns bleibt und uns durch diese Pandemie führt, das ist die stärkste Basis für unsere Hoffnung, die man sich vorstellen kann.